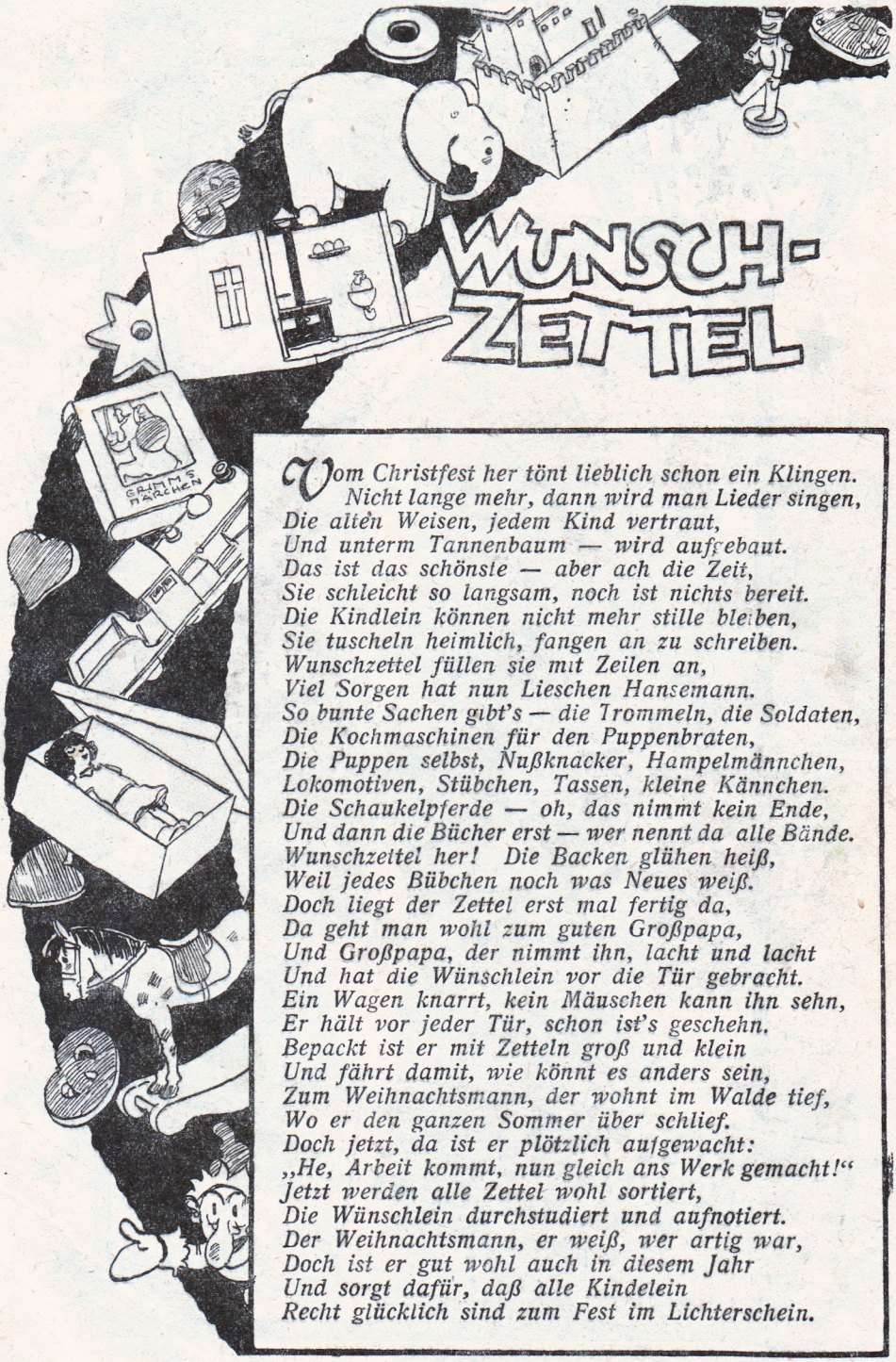
„Wohin fahrt ihr?“ — „Natürlich zum Weihnachtsmann mit den Wunschzetteln!“

Hierzu das Gedicht auf Seite 2



Vom Christfest her tönt lieblich schon ein Klingen.
Nicht lange mehr, dann wird man Lieder singen,
Die alten Weisen, jedem Kind vertraut,
Und unterm Tannenbaum — wird aufgebaut.
Das ist das schönste — aber ach die Zeit,
Sie schleicht so langsam, noch ist nichts bereit.
Die Kindlein können nicht mehr stille bleiben,
Sie tuscheln heimlich, fangen an zu schreiben.
Wunschzettel füllen sie mit Zeilen an,
Viel Sorgen hat nun Lieschen Hansemann.
So bunte Sachen gibt's — die Trommeln, die Soldaten,
Die Kochmaschinen für den Puppenbraten,
Die Puppen selbst, Nußknacker, Hampelmännchen,
Lokomotiven, Stübchen, Tassen, kleine Kännchen.
Die Schaukelpferde — oh, das nimmt kein Ende,
Und dann die Bücher erst — wer nennt da alle Bände.
Wunschzettel her! Die Backen glühen heiß,
Weil jedes Bübchen noch was Neues weiß.
Doch liegt der Zettel erst mal fertig da,
Da geht man wohl zum guten Großpapa,
Und Großpapa, der nimmt ihn, lacht und lacht
Und hat die Wünschlein vor die Tür gebracht.
Ein Wagen knarrt, kein Mäuschen kann ihn sehn,
Er hält vor jeder Tür, schon ist's geschehn.
Bepackt ist er mit Zetteln groß und klein
Und fährt damit, wie könnt es anders sein,
Zum Weihnachtsmann, der wohnt im Walde tief,
Wo er den ganzen Sommer über schlief.
Doch jetzt, da ist er plötzlich aufgewacht:
„He, Arbeit kommt, nun gleich ans Werk gemacht!"
Jetzt werden alle Zettel wohl sortiert,
Die Wünschlein durchstudiert und aufnotiert.
Der Weihnachtsmann, er weiß, wer artig war,
Doch ist er gut wohl auch in diesem Jahr
Und sorgt dafür, daß alle Kindelein
Recht glücklich sind zum Fest im Lichterschein.

(Nachdruck verboten)

ONKEL JUPS NEUESTE ERFINDUNG!

(Schluß)

Überall im Walde raschelte und knisterte es in den Stämmen, und plötzlich faßte der Maler Huber entsetzt Onkel Jup am Arm. „Sehen Sie doch bloß dorthin in diese Felsenhöhle, dort muß ein greuliches Tier hausen. Ich sehe ganz deutlich zwei große glühende Augen."

„Ach was, greuliches Tier", sagte Onkel Jup, „das ist einfach nur eine armselige kleine Grille, die in einem Erdloch von zwei Zentimetern Größe wohnt." Aber das Lachen sollte Onkel Jup bald vergehen, denn als sie auf eine Waldlichtung kamen, die mit dichten Büschen besetzt war, tauchte hinter dem größten Busch ein riesiger Kopf auf. Immer höher wuchs er empor, und nun sah man, daß es nichts anderes war, wie eine furchtbare Riesenschlange, aber eine Schlange, wie sie die beiden Abenteurer nie gesehen hatten. Sie hatte eine rötliche Farbe und ihr Leib schien aus vielen einzelnen Stücken zusammengesetzt zu sein.

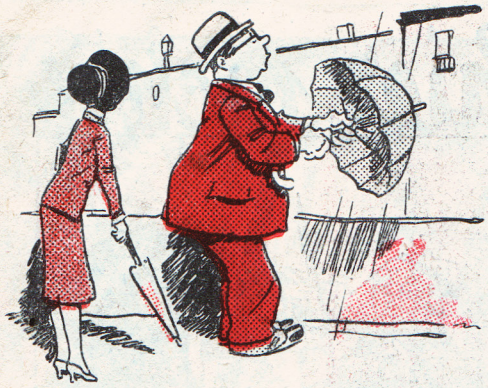
„Ein Lindwurm", schrie Huber.

„Nein", sagte Onkel Jup, „das ist kein Lindwurm, sondern ein Regenwurm." Aber was nützte ihm das? Dieser Regenwurm war wohl zwanzigmal größer als die beiden Männer. Rasselnd und fauchend wälzte er sich heran und zog einen greulichen Kreis um die beiden kleinen Menschen.

Onkel Jup griff in die Tasche und zog kaltblütig zwei Revolver hervor. „Hier, nehmen Sie", sagte er zu Huber und reichte ihm die eine der Waffen, „wir müssen unser Leben so teuer wie möglich verkaufen." Peng, peng, knallte er los. Und Huber folgte seinem Beispiel. Die riesige Schlange stieß einen lauten Schrei aus und bäumte sich hoch empor. „Sie rückt aus", rief Onkel

Jup, aber ach, da geschah etwas Schreckliches. Die Schlange brach in der Mitte auseinander und auf einmal waren zwei Schlangen da, die nicht im mindesten an Lebenskraft eingebüßt zu haben schienen. Blaß vor Entsetzen blickten die beiden Männer auf das schreckliche Schauspiel. Was half ihnen hier alle Tapferkeit. Diese Schlange hatte offenbar die Fähigkeit, sich in beliebig viele Teile zu zerlegen. Das Schlimmste aber war, daß sie nicht auf das geachtet hatten, was hinter ihnen vorging. Plötzlich schrie Huber laut auf, denn ein anderes Untier hatte sich heimlich von hinten an Onkel Jup herangeschlichen, aber es war nicht eine Schlange, sondern ein gewaltiges Vieh mit sechs schwarzen Beinen und einem kuppelartig gewölbten rötlichen Leib, auf dem lauter gelbe Tupfen waren. An seinem runden Kopf trug es zwei Zangen und mit diesen erfaßte es Onkel Jups steifen Hut, offenbar in der verrückten Absicht, ihn aufzuessen.

„Retten Sie sich", schrie Huber. Onkel Jup drehte sich um und sah, starr, seine kostbare Kopfbedeckung, die er über alles liebte, in dem Maul des neuen Feindes. Seine Pfeife fiel ihm aus dem



Mund, dann hatte er aber sofort seine Fassung wiedergefunden. „Ein Marienwürmchen“, sagte er ruhig, nahm mit der Linken seine Pistole und gab seinen letzten Schuß ab. Mit der Rechten faßte er in seine Tasche, worin sich der Verkleinerungsapparat befand. Schnell drehte er den Mechanismus. Huber hatte von neuem ein Gefühl, das er in diesen Tagen schon ein paarmal empfunden hatte, als ob eine große Faust ihn zusammenpreßte. Er kam sich unfaßbar klein vor. Es schien ihm, daß ein Sturmwind ihn mit Onkel Jup davon trug, der ihn fest umschlungen hielt. Was war das nur? Flogen sie zu den Wolken empor? Ein paar Augenblicke mußte er die Besinnung verloren haben, aber dann hörte er eine feine Stimme neben sich: „Fassen Sie Mut, lieber Freund“, sagte die Stimme. „Es passiert uns nicht das geringste. Wir schweben offenbar in einem Wassertropfen, den jetzt die warme Sonne zum Himmel emporträgt. Dort werden wir uns mit vielen anderen Wassertropfen zu einer Wolke vereinigen, die Wolke wird immer dunkler und dichter werden, auf einmal wird sie anfangen zu regnen, und wir fallen ganz gemütlich wieder zur Erde hinab. Ist das nicht eine herrliche Luftreise? Die Sache kommt mir ungeheuer spaßhaft vor.“

„Das nennt er nun einen Spaß“, seufzte der arme Huber, „ich bin so klein geworden, daß ich nicht einmal mehr meine Beine sehen kann.“

*

In tiefe Gedanken versunken spazierte Lindenblüte an dem Großen Kanal in Venedig entlang. Neben ihm ging Frau Huber. Sie war ganz blaß vor Kummer, längst hatte sie die Hoffnung aufgegeben, ihren Mann jemals wiederzusehen. Vergeblich versuchte Lindenblüte, sie zu trösten. „Bedenken Sie doch“, sagte er, „aus wie schrecklichen Abenteuern Jup schon siegreich hervorgegangen ist. Unzählige Male hat er in Todesgefahr geschwebt und hat doch immer wieder einen Ausweg gefunden. Unkraut vergeht nicht.“

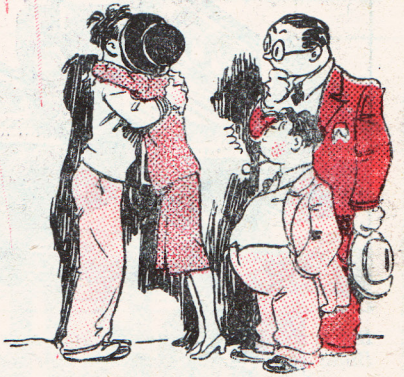
„Mein Mann ist kein Unkraut“, sagte Frau Huber empört.

Lindenblüte schüttelte mitleidig den Kopf und blickte nachdenklich zum Himmel empor. „Ich glaube, es fängt an zu regnen“, sagte er, „wir müssen uns beeilen, nach Hause zu kommen. Gott sei Dank, habe ich einen Regenschirm bei mir.“ Aber während er sich noch bemühte, das gewaltige Regendach aufzuspannen, fiel schon der erste dicke Tropfen direkt auf seine Nase. „Au, da geht's schon los!“ rief er. Denn das war ein merkwürdiger Tropfen. Er schien geradezu aus kochendem Wasser zu bestehen. „Au!“ rief er noch einmal und faßte nach seiner Nase. Aber im gleichen Augenblick bekam er auch schon einen gewaltigen Nasenstüber, wie von einem unsichtbaren Boxer. Er taumelte zurück und schloß einen Moment die Augen. Als er sie wieder aufmachte, glaubte er zwei Gespenster zu sehen, denn vor ihm standen frisch und gesund in voller Lebensgröße Onkel Jup und Huber.

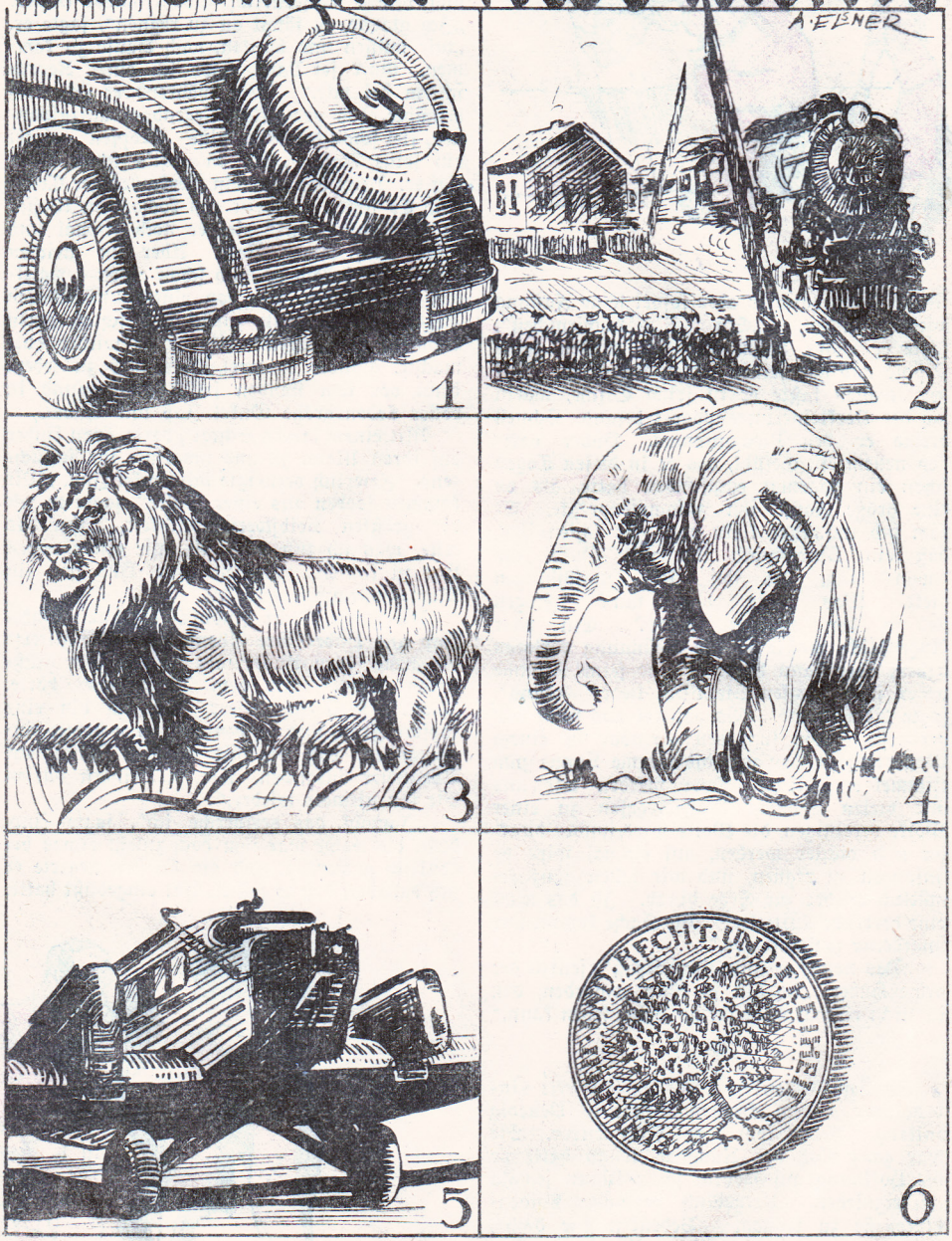
Mit einem lauten Schrei stürzte Frau Huber auf ihren Mann zu und umarmte ihn schluchzend. Feierlich verneigte sich Onkel Jup. „Wir kommen soeben aus einer Wolke“, sagte er mit der größten Selbstverständlichkeit, „aber das erste, was ich tun muß, ist, mir einen neuen Hut zu kaufen. Meinen alten Hut hat ein Marienwürmchen gefressen.“

Die ganze Nacht hindurch erzählten Onkel Jup und Huber ihre Abenteuer. Wie zitterte die arme Frau Huber, als sie von dem gräßlichen Kampf mit dem Regenwurm hörte. „Nein“, sagte sie, „Herr Jup, ich bin eine tapfere Frau, und ich bin auch gern damit einverstanden, daß Sie mit meinem Mann auf Abenteuer ausziehen, aber verkleinern dürfen Sie ihn niemals wieder.“

„Jawohl, das verspreche ich“, sagte Jup, denn die Sache war ihm doch zuletzt etwas bedenklich geworden, und am meisten ärgerte er sich darüber, daß er seinen Hut eingebüßt hatte.



Was stimmt hier nicht?



Die sechs Bilder, die ihr hier seht, sollt ihr einmal ganz genau betrachten. Auf jedem Bilde stimmt etwas nicht! Auf der Rätselseite findet ihr angegeben, was nicht in Ordnung ist. Ihr dürft aber nicht vorher nachsehen, sondern sollt selbst die Fehler finden.

AUS ONKEL JUPS NOTIZBUCH!

Andrees Tagebuch

Alle Zeitungen der Welt berichteten von der Auffindung des verschollenen Nordpolfliegers Andree, der mit seinem Ballon vergeblich versuchte, den Nordpol zu erreichen. Auch das Tagebuch Andrees ist aufgefunden worden. Auf vielen Seiten des Tagebuches haben die Einflüsse des Klimas die Schrift teils vollkommen zerstört, teils unlesbar gemacht. Es wäre also nicht möglich, Andrees Berichte zu entziffern, wenn man die zerstörte Schrift nicht mit Hilfe von ultraroten Strahlen photographieren und lesbar machen könnte. Dem schwedischen Professor Svedberg ist es schon gelungen, mit diesem Verfahren den größten Teil der zerstörten Schrift zu photographieren.

*

Der Mond wird repariert

Die Uhrmacher fangen jetzt an, den Mond zu reparieren, nicht etwa den guten alten Mond, der uns mit seinem milden Licht die finsteren Nächte erhellt, sondern den Mond an der berühmten Prager Rathausuhr. Alle Fremden, die nach der alten Stadt Prag kommen, sehen sich das Wunderwerk der Prager Rathausuhr an, die wieder einmal reparaturbedürftig geworden ist. Die Uhr wurde von einem Meister des 15. Jahrhunderts geschaffen. Sie zeigt nicht nur die Zeit an, sondern auch den Lauf der Sterne, freilich nach dem System des Ptolemäus, der die Erde in den Mittelpunkt der Welt stellte und Sonne, Mond und Sterne um die Erde laufen ließ. Das Räderwerk der Uhr setzt noch eine Anzahl von Figuren in Bewegung, so die Apostel, auch einen Hahn, der richtig krähen kann.

Im 16. Jahrhundert hätte fast eine Feuersbrunst die schöne Uhr mitsamt dem Rathausturm zerstört. Der Mond begann plötzlich so schnell zu laufen, daß er schon in 14 Tagen den Weg zurückgelegt hatte, den er in vier Wochen vollenden sollte. Viele Jahre blieb es dabei, denn kein Uhrmacher fand den Fehler heraus, bis dann ein kluger Meister einmal nachts mit einem Licht in der Hand auf den Turm stieg. Er beobachtete, daß einem Zahnrade einige Zähne fehlten. Tagsüber nahm das Rad immer eine Stellung ein, bei der man den Fehler nicht bemerken konnte. Bald war der Schaden behoben, aber bei einem der nächtlichen Besuche auf dem Turm vergaß der Uhrmacher beim Fortgehen die Kerze mitzunehmen. Eine Feuersbrunst entstand, konnte aber glücklicherweise bald gelöscht werden.

*

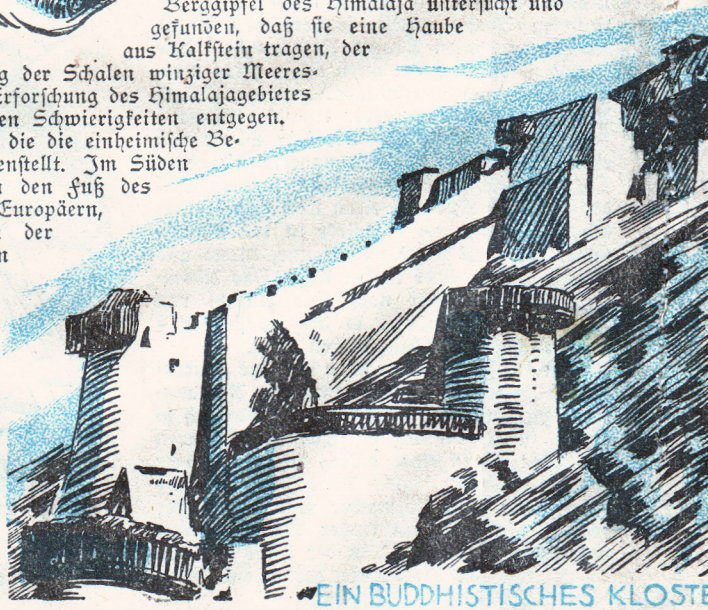
Der besiegte Winter

Die Gärtner in Norwegen haben dem Winter den Kampf angesagt. Sie wollen bis in den Winter hinein von ihren Beeten Ertrag erzielen und haben deshalb ihr Land elektrisch geheizt. Unter die obere Schicht fruchtbarer Gartenerde legten sie eine Sandschicht, in der Leitungsdraht ausgespannt wurde. Dann wurde der elektrische Strom eingeschaltet, der die Erde erwärmte. Der Sand speichert die Wärme auf und gibt sie wie ein Ofen ab. Die obere Erdschicht, in der die Pflanzen stehen, erhält so eine andauernde Wärme, und zwar kann der Boden bei Null Grad Lufttemperatur auf 25 Grad Wärme gehalten werden.

Der Thron der

DER DALAI-LAMA (BUDDHA)

Das indische Tiefland wird im Norden von einer gewaltigen Felsenburg abgeriegelt. Das Himalajagebirge steigt hier steil empor mit dem höchsten Berge der Welt, dem Mount Everest, von den Tibetanern Tschomo-lung-ma genannt, das heißt „Tal der Göttin". Dem Mount Everest reiht sich noch eine ganze Anzahl von Bergen an, die alle über 7000 Meter Höhe hinausragen. Hier auf den schwer zugänglichen Bergen ist der „Thron der Götter", die „Heimat des Schnees". Nach Norden zu fällt der Himalaja nach dem Hochlande Tibet ab mit seinen vielen Lamaklöstern und dem Oberhaupte, dem Dalai Lama in Lhasa. Tibet ist ein merkwürdiges, fast verschlossenes Land, von dem wir erst vor wenigen Jahren durch kühne Forscher zuverlässige Berichte erhalten haben. — In der Geschichte der Erde ist der Himalaja ein noch junges Gebirge. Aus dem Meere ist es aufgestiegen durch die Arbeit der gebirgsbildenden Kräfte, die die Erdoberfläche hier von Norden nach Süden zusammenpreßten, falteten und die mächtigen Gebirgsketten und Berge auftürmten. Den Beweis dafür, daß diese Behauptung richtig ist, erbringen die Geologen. Sie haben Berggipfel des Himalaja untersucht und gefunden, daß sie eine Haube aus Kalkstein tragen, der nur im Meer aus der Ablagerung der Schalen winziger Meerestierchen entstehen kann. — Die Erforschung des Himalajagebietes stellt jeder Expedition die größten Schwierigkeiten entgegen. Nicht gering sind die Hindernisse, die die einheimische Bevölkerung jedem Fremden entgegenstellt. Im Süden schließt sich das Reich Nepal an den Fuß des Himalaja an und verwehrt den Europäern, den Kampf mit dem „Thron der Götter" aufzunehmen. Im Norden wacht der Dalai Lama über das Tun der Eindringlinge im Lande Tibet. Trotzdem gelang es englischen Expeditionen in den Jahren 1921, 1922 und 1924, den Angriff auf den Mount Everest in wohlvorbereiteter Weise zu unternehmen. Der Dalai Lama selbst hatte den Bergsteigern allerlei Erleichterungen verschafft. Es war ein furchtbarer Kampf mit den gigantischen Naturgewalten. Der Mount Everest blieb unbesiegt



EIN BUDDHISTISCHES KLOSTE

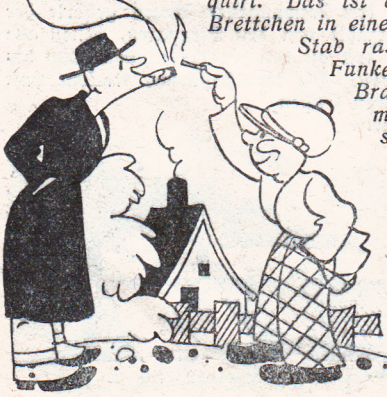
Götter

und ist auch bis heute noch nicht bezwungen. Noch hat kein Mensch seinen Fuß auf den 8880 Meter hohen Gipfel gesetzt. Bis in eine Höhe von 8604 Meter kamen die Bergsteiger unter größten Mühen; da zeigte sich der Berg stärker als Menschenkraft. Der Aufstieg mußte abgebrochen werden. Alle Höhenrekorde waren zwar überboten, doch das schon so nahe Ziel war nicht erreicht. — Die Erforschung des Himalaja ist im Jahre 1930 durch die Internationale Himalaja-Expedition fortgesetzt worden. Deutsche, Oesterreicher, Schweizer und Engländer nahmen an dieser Expedition teil. Leiter der Expedition, die kurz J. H. E. genannt wird, war der deutsche Professor H. O. Dyrenfurth. Die J. H. E. nahm nicht den Kampf mit dem Mount Everest auf, sondern wollte ein größeres Gebiet des Himalaja wissenschaftlich erforschen. Neun Berge, die bisher niemand bestiegen hatte, wurden bezwungen; davon waren drei über 7000 Meter und fünf über 6000 Meter hoch. Zu den bezwungenen Riesen gehörte der 7459 Meter hohe Jongsong. Professor Dyrenfurth erzählt von den Strapazen, denen alle Teilnehmer ausgesetzt waren. Es mußte sich jeder erst an den in Höhen von 3000 bis 7000 Meter herrschenden niedrigen Luftdruck gewöhnen. Die sauerstoffarme, trockene Luft machte das Atmen beschwerlich und rief einen quälenden Husten sowohl bei den Europäern wie bei den eingeborenen Trägern hervor. Am Tage lag die Temperatur so hoch, daß der Kopf durch einen Tropenhelm vor den stechenden Sonnenstrahlen geschützt werden mußte. Nachts sank das Thermometer auf 20 Grad unter Null. Fast alle Tage wütete heftiger Sturm auf den Bergen, Schneefälle hinderten den Vormarsch. Ueber vereiste hohe Pässe und Gletscher nahm die Expedition ihren Weg. Wie lange noch, dann wird auch der höchste Gipfel des Himalaja, der Mount Everest, von Bergsteigern erobert sein.

Ein paar Worte über das Feuer

Wie verwöhnt sind wir doch! Wenn eure Mutter heute morgens am Herd steht, um Feuer für die Bereitung des Mittagessens anzumachen, braucht sie nur zur Streichholzschachtel zu greifen — ein Puff — und die Flamme des Gasherdes oder der Brennholzspäne entzündet sich wie durch ein Wunder. Und doch hat die Menschheit jahrtausendelang um dies Wunder gekämpft. Stellt euch einmal den Urmenschen vor. Ja, da gab es keine warmen Suppen, kein gebra'enes Beefsteak — alles mußte roh verzehrt werden, genau wie bei den Tieren. — Aber was geschah dann eines Tages? Vielleicht schlug der Blitz in einen Baum oder die Erde tat sich auf und feurige Lava quoll daraus hervor. Und dann war vielleicht einer unter der Menschenhorde, der sich vor diesem Schauspiel nicht zitternd zur Erde warf, sondern Schritt für Schritt hinzuging und das Schauspiel aus der Nähe betrachtete. Krachend stürzte der brennende Baum zusammen, aber einer der brennenden Aeste fiel bis dicht vor die Füße des Lauschers. Vorsichtig nahm er den Zweig auf, hob ihn hoch über seinem Kopf empor — da hatte der Mensch zum erstenmal die Flamme in seiner Hand — da wurde das Geheimnis des Feuers entdeckt.

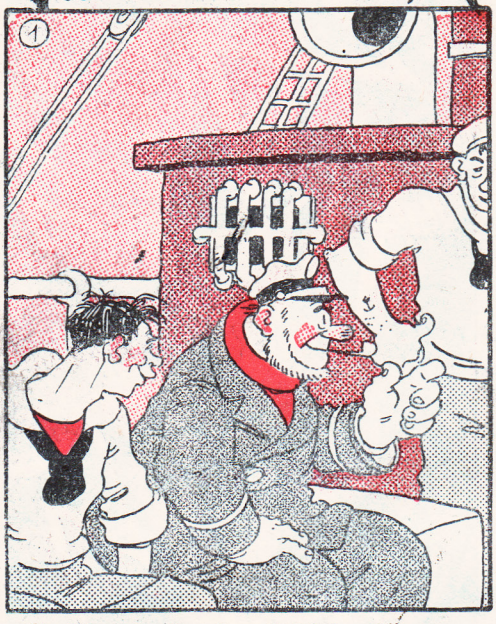
Seit dieser denkwürdigen Stunde wurde das Feuer zum kostbarsten Besitz der Menschheit. Sorgfältig wurde es gehütet und über Nacht mit Asche bedeckt, daß es nicht verlorenging, denn es war ja ein Naturfeuer und man hatte keine Möglichkeit, es aus eigener Kraft zu schaffen. Aber allmählich kam man auch hinter das Geheimnis. Der Urmensch, der zum erstenmal zwei Hölzer aneinanderrieb, bis sie sich durch die Reibung entzündeten, war sicher ein ebenso genialer Mann wie unsere größten modernen Erfinder. Uebrigens gibt es diese Art der Feuerbereitung noch heute bei den wilden Stämmen, die fern von aller Kultur leben. Sie benutzen einen sogenannten Feuerbohrer oder Feuerquirl. Das ist ein Stab, der wie ein Bohrer senkrecht auf einem Brettchen in eine kleine Vertiefung gesetzt wird. Indem man nun den Stab rasch hin und her quirlt, entstehen kleine Funken, die das daraufgelegte Holzpulver in Brand setzen. Versucht es einmal nachzumachen, ihr werdet sehen, daß es ungeheuer schwer ist. Das Geheimnis liegt wohl darin, daß die Wilden sehr hartes Holz verwenden. Vielleicht ebenso alt ist die Methode, Feuer durch Feuerstein zu erzeugen. Ich glaube, dies hübsche Spiel habt ihr alle schon einmal versucht. Besonders am Meeresstrand findet man derartige schwärzliche Steine, die beim Aneinanderreiben Funken erzeugen, in großer Zahl.



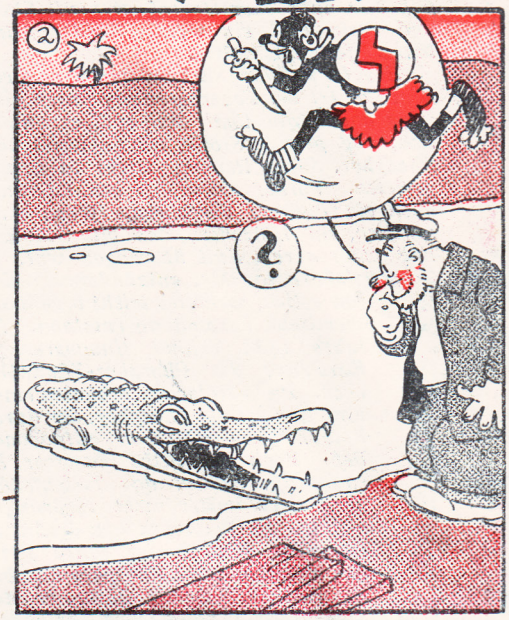
Das Steinfeuerzeug, zu dem später ein Stab aus Stahl hinzukam, hat sich sehr lange gehalten. Ihr könnt euch ruhig vorstellen, daß sich noch euer Urgroßvater mit Stahl und Stein und ein wenig Zunder seine lange Pfeife anzündete.

Erst im vorigen Jahrhundert wurde diese einfache Art der Feuerbereitung durch eine ganz andere abgelöst. Man entdeckte nämlich, daß gewiße Stoffe, wie Schwefel und Phosphor, durch Reibung leicht in Brand gerieten. Vorher allerdings benutzte man noch ein anderes Verfahren. Wenn man nämlich ein Hölzchen, das mit Schwefel und chlorsaurem Kali überzogen war, in Schwefelsäure tauchte, entzündete es sich von selbst, weil eine leicht brennbare chemische Verbindung entstand. Im Jahre 1832 erfand Kammerer in Karlsruhe die Phosphor-Zündhölzchen. Diese Hölzchen erhielten einen Kopf aus gelbem Phosphor, der durch Reibung die Hölzchen aufflammen ließ. Doch der gelbe Phosphor ist so giftig, daß er das Tauchfeuerzeug noch immer nicht verdrängen konnte. Da gelang es dem deutschen Chemiker Böttger im Jahre 1848, den ungefährlichen Phosphor nutzbar zu machen. Damit hatte er das Sicherheits-Zündhölzchen erfunden, wie es jetzt in Gebrauch ist. Der Kopf dieser jetzt überall verwendeten Zündhölzchen besteht aus einer ungiftigen, leicht entzündbaren Mischung von Schwefelantimon und chlorsaurem Kali. Sie werden an einer Reibfläche entzündet, die hauptsächlich roten Phosphor und Schwefel enthält. Böttgers Erfindung wurde allerdings in Deutschland zunächst wenig beachtet, aber in Schweden entstand eine große Zündholz-Industrie, und als Schwedenhölzer kamen diese Streichhölzchen nach Deutschland. Auch heute noch besitzt Schweden die bedeutendste Zündholz-Industrie der Welt. — So, nun wißt ihr, wie das Feuer für die Menschheit entdeckt wurde. Heute vermögen wir kaum zu begreifen, daß es für die Menschen einmal eine Zeit gab, in der sie kein Feuer besaßen.

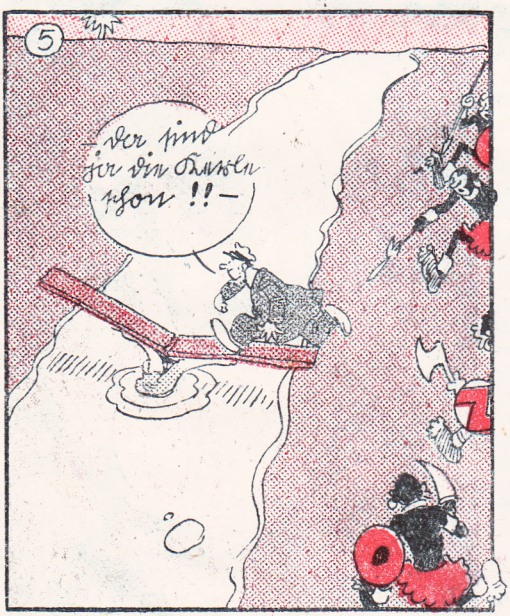
WIE STEUERMANN BRÜLL



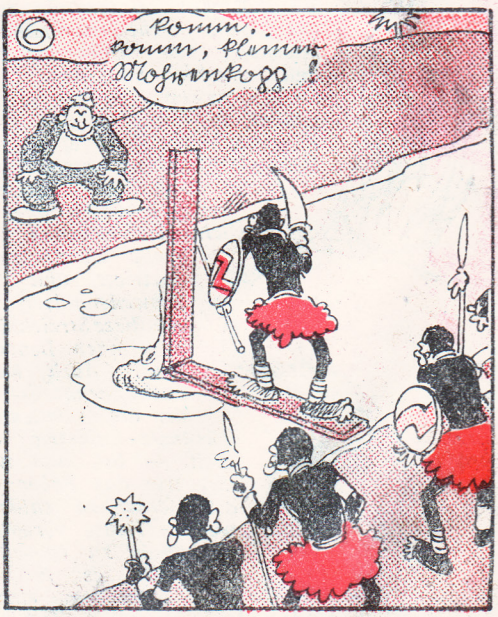
„Ja, Kinners", sagt Herr Brüll, der Steuermann,
„Auf Geistesgegenwart — da kommt es an!



Mich jagte einst der Häuptling Donnerkiel
Bis an 'nen Fluß, da lag ein Krokodil.

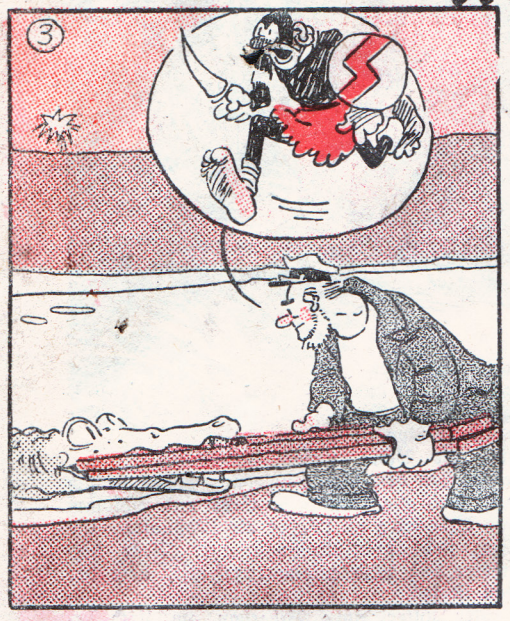


Auf diesen Brettern schritt ich forsch von dannen,
Der Häuptling folgte mir mit seinen Mannen.

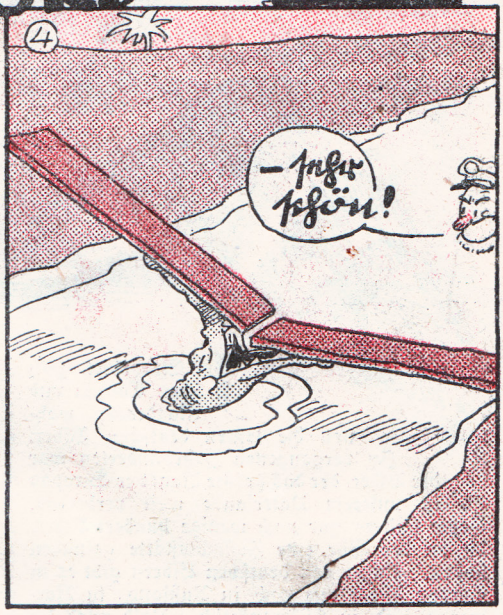


Doch als auch er die Bretter überschreitet,
Da hat das Krokodil sein Maul nicht mehr geweitet.

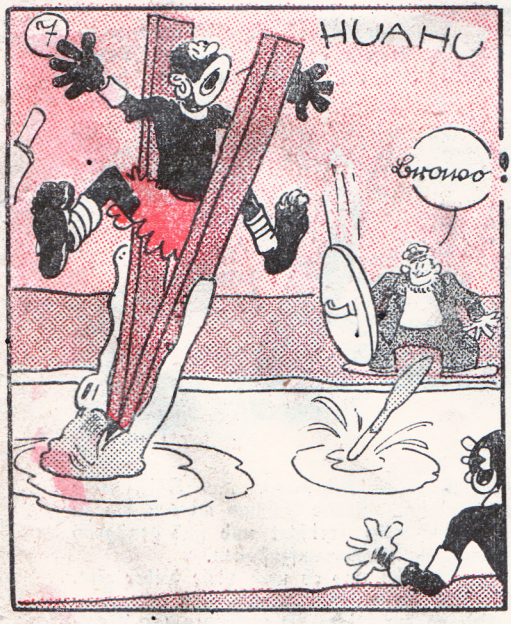
GERETTET WURDE!



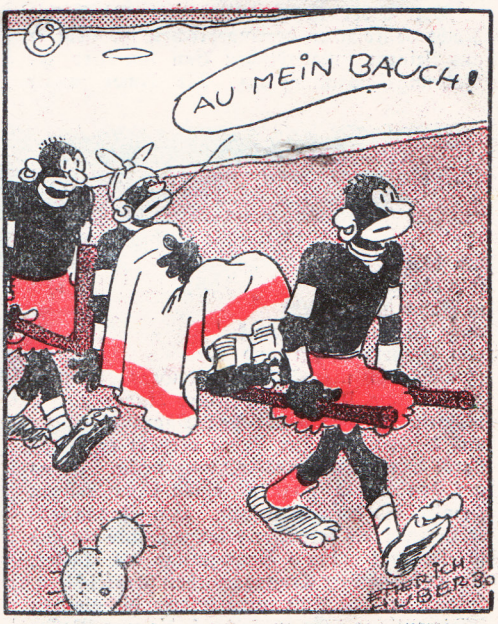
Zwei Bretter nahm ich, schob sie in den Rachen
Des Krokodils — jetzt konnt es nichts mehr machen.



Die Bretter saßen fest an seinen Zähnen,
Da fing das Krokodil gleich an zu gähnen.



Es schnappte zu — der Häuptling Donnerkiel
War plötzlich eingeklemmt kurz vor dem Ziel.



Zwar beißen konnt es nicht, doch scheußlich war die
Oberhaus kann, ist noch sehr die Frage." [Lage.

(Nachdruck verboten)

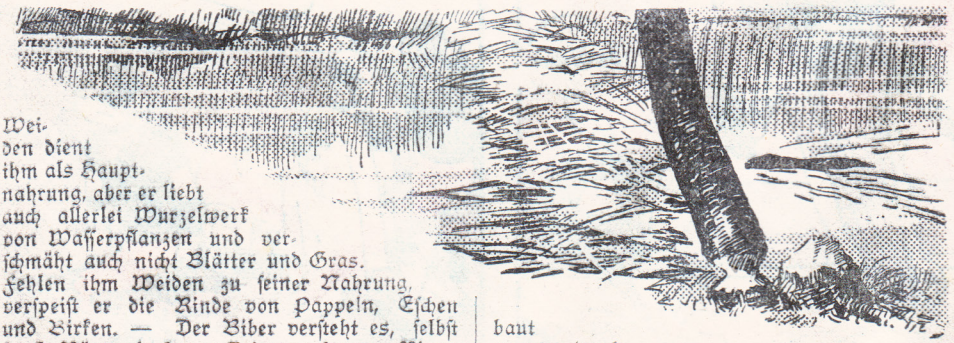
Ein aussterbendes Tier!

Die letzten Biber in Deutschland

Im Elbegebiet, zwischen Torgau und Magdeburg, wohnen die letzten deutschen Biber.

In vergangenen Jahrhunderten war der Biber, der das größte Nagetier Europas ist, in unserem Vaterlande weit verbreitet. Heute sind es nur noch wenige hundert Biber, die an der Elbe eine Zufluchtsstätte gefunden haben. Außer den deutschen Bibern gibt es in Europa Biber nur noch in Rußland, in Norwegen und in Südfrankreich. Bald wird die Zeit gekommen sein, in der in Europa der letzte Biber ausgestorben ist.

Der Biber ist ein Nachttier. Wenn die Nacht vollkommen hereingebrochen ist, zieht er aus seinem unterirdischen Bau am Ufer zur Nahrungsbeschaffung aus. Die Rinde junger

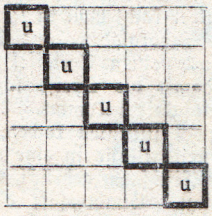


Weiden dient ihm als Hauptnahrung, aber er liebt auch allerlei Wurzelwerk von Wasserpflanzen und verschmäht auch nicht Blätter und Gras. Fehlen ihm Weiden zu seiner Nahrung, verspeist er die Rinde von Pappeln, Eschen und Birken. — Der Biber versteht es, selbst starke Bäume in kurzer Zeit umzulegen. Rings um den Baum nagt er einen kegelförmigen Schnitt, bis der Baum fällt. Den Stamm teilt er in zwei bis drei Meter lange Stücke ein und schleift diese, ebenso Baumzweige ins Wasser. Um sich die schwere Transportarbeit zu erleichtern, schleift er das Holz gern immer die gleichen Wege entlang. Es entstehen so die zum Wasser führenden Biberschleifen. — Vor seinem Bau lagert der Biber das Holz ab und verzehrt die Rinde, wenn er Appetit hat. Sind die Biber unbehelligt von den Menschen, dann bauen sie sich wohl auch aus Knüppeln, Erde und Schlamm eine Biberburg im Wasser als Wohnung. Die Burg sieht nicht kunstvoll aus. Aeste und Zweige sind wild zusammengehäuft, aber der Bau ist fest.

Der unterirdische Biberbau am Ufer besteht aus einem Kessel, zu dem einige Zugangsröhren führen. Er ist so angelegt, daß der Biber vom Bau sogleich unter Wasser tauchen kann. Was für ein tüchtiger Baumeister der Biber ist, beweist er in Zeiten des Wassermangels. Um den Wasserspiegel zu heben, baut er quer durch den Fluß einen Staudamm aus Holz, Erde und Schlamm. Solche Dämme werden bis zu drei Meter Höhe errichtet und sind genügend fest, um das Wasser aufzustauen.

In Kanada, wo es noch viele Biber gibt, trifft man die größten Biberbauten an. Hier schaffen sie durch ihre oft mehr als 150 Meter langen Dämme sogar Seen.

Figurenrätsel



a — c — d — e — f — f — h — h —
i — l — l — n — n — r — r — s —
s — s — s — t.

Die vorstehenden 20 Buchstaben sind so in die leeren Felder einzusetzen, daß die waagerechten Reihen nennen: 1. Mädchennamen, 2. Raubtier, 3. Gewässer, 4. Nebenfluß der Donau, 5. Bewohner Vorderindiens.

Auflösung der sechs Bilder auf Seite 6:

Was stimmt hier nicht?

1. *Bild: Auf der Rückseite des Autos fehlt die amtliche Nummer, die es besitzen muß.*
2. *Bild: Ein Eisenbahnzug fährt nicht bei geöffneten Schranken über eine Landstraße.*
3. *Bild: Der Löwe besitzt keinen Schweif.*
4. *Bild: Dem Elefanten fehlen die Stoßzähne.*
5. *Bild: Das Flugzeug hat keinen Propeller.*
6. *Bild: Auf dem Fünfmarkstück fehlt die Jahreszahl.*

Auflösungen der Rätsel in Nr. 49

Diagonalrätsel: Zeitz, Ewald, Freia, Ahorn, Brigg. Zwerg.

Kreisrätsel: Das größte Glück der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde.

Vexierbild

Wo ist der Weidmann?

Liebe Kinder! Wir machen darauf aufmerksam, daß ihr auch für den sechsten Jahrgang der „Blauband-Woche" eine schöne Einbanddecke erhalten könnt. Wer aber keinen vollständigen Jahrgang 1930 gesammelt hat — wem also mehrere Nummern fehlen sollten —, der kann auch einen gebundenen sechsten Jahrgang von uns beziehen. Ihr braucht nur für

Einbanddecke 6. Jahrgang 80 Pfennig || **Gebundenen 6. Jahrgang** 2 Mark

in Briefmarken oder durch Zahlkarte auf das Postscheckkonto Nummer 30098 der Van den Berghs Margarine Aktiengesellschaft, Berlin C 2, Union-Haus, Burgstraße, einzusenden. Im Laufe des Monats Januar werdet ihr dann von dieser Firma eine sehr schöne, farbige Einbanddecke oder auf Bestellung das dicke Buch in hübschem Einband, den gebundenen sechsten Jahrgang, zugesandt erhalten. Jeder Einbanddecke wird eine genaue Anleitung beigefügt, wie man sich selbst ein Buch einbinden kann. Schreibt also auf die Zahlkarte: 80 Pfennig für Einbanddecke der „Blauband-Woche" oder 2 Mark für gebundenen 6. Jahrgang der „Blauband-Woche" und euern Namen nebst genauer Adresse in deutlicher Schrift, damit ihr das Gewünschte pünktlich erhaltet.

– und das wird sicher Mutter interessieren –!

Süßspeisen mit Schokolade mögen alle Kinder gern essen, und sie sind ihnen besonders dienlich, wenn nährende Zutaten darin enthalten sind.

Feine Schokoladenspeise. 2 Löffel „Rama im Blauband" rührt man schaumig, gibt 3 Eigelb hinzu und ⅛ Pfund geriebene Schokolade oder Schokoladenpulver, 100 Gramm Zucker und etwas Vanillezucker. Die Masse wird eine Weile tüchtig gerührt, bevor man noch 50 Gramm Semmelbröfel, ein wenig Milch oder Sahne und zuletzt den steifgeschlagenen Eiweißschnee leicht darunter hebt. Nun streicht man die Backform mit geschmolzener „Rama im Blauband" aus, bestiebt sie mit mehlgemischten Semmelbröseln und füllt die Speise ein, die sofort zum Backen in den Bratofen kommt. Sie wird mit Schlagsahne obenauf bestrichen.

Schokoladenpudding mit Vanillesoße. ¼ Pfund geriebene Schokolade und ¼ Pfund Weizenmehl werden gemischt, in ¼ Liter Milch geschüttet und zu glattem Brei gequirlt, den man in ⅛ Pfund geschmolzene „Rama im Blauband" gießt und über Feuer zu derber Masse abbrennt. In einer Schüssel rührt man 4 Eidotter mit ¼ Pfund Zucker schaumig und gibt allmählich von der ausgekühlten Schokolademasse hinzu, bis alle Zutaten gut verrührt sind. Dann zieht man den steifgeschlagenen Eiweißschnee darunter. Die Puddingform wird mit zerlassener „Rama im Blauband" reichlich überall gefettet, damit sich der Pudding leicht stürzen läßt. Die eingefüllte Speise kocht 1½ Stunde im Warmwasserbad und wird nach dem Stürzen mit Vanillenmilchsoße gereicht.

Schokoladenfisch mit Himbeersaft. ½ Pfund Vanilleschokolade wird feingerieben, mit ¼ Pfund unabgeschälten süßen Mandeln und einem Stückchen feingewiegtem Zitronat gemischt. 200 Gramm Zucker und ein Päckchen Vanillezucker, einen Eßlöffel Kakao und eine Prise Zimtpulver kocht man in ⅛ Liter Wasser auf, gibt die Schokoladen- und Mandelmasse dazu und auch einen Teelöffel „Rama im Blauband", damit die Speise schönen Glanz und Geschmeidigkeit bekommt. Alle Zutaten dürfen nur zwei Minuten kochen, dann wird die nicht zu steife Masse in eine mit Speiseöl ausgestrichene Fischform gedrückt, die man kalt stellt und stürzt. Himbeersaft dazu gereicht, schmeckt sehr gut.

Schokoladenflammerie. 150 Gramm Kochschokolade und 1 Löffel Kakao werden, in der Wärme erweicht, mit ¾ Liter Milch, 80 Gramm Zucker, 1 Löffel „Rama im Blauband" und 1 Teelöffel Vanillezucker gemischt aufgekocht. 75 Gramm Grieß schwemmt man mit Wasser ab, verrührt ihn mit der Milch unter fleißigem Rühren bis zum Garwerden und gießt den Flammerie dann in eine ausgespülte Form zum Erkalten.

Die „Blauband-Woche" erscheint wöchentlich. Man erhält sie kostenlos in jedem einschlägigen Geschäft bei Einkauf von Margarine „Rama im Blauband doppelt so gut".

Druck und Verlag: Verlag Blauband-Woche G. m. b. H., Berlin C 2, Union-Haus, Burgstraße.
Für die Redaktion verantwortlich: Artur Hartstein, Berlin. (I II 123456